Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 23 (1933)

Heft: 35

Artikel: "Hochdeutsch"

Autor: Greyerz, Otto von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646523

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schüler Liebe und Begeisterung für die schöne deutsche Sprache pflanzt, dem ratenden und selbstlosen Betreuer des „Bärndütsch"-Werkes, ohne den der gelehrte Doktor Friedli trotz seines hünenhaften Fleißes kaum zu all seinen sieben schönen Bänden gelangt wäre; dem Hüter des Volksliedes, der mit seiner „Röseligarten"-Sammlung dem Schweizervolk ein Geschenk von unvergänglichem Werte gemacht hat; dem Mitgründer und ersten Präsidenten der Bernischen Heimatschutzvereinigung, in deren Wirkungsbereich er auch den sprachlichen Heimatschutz mit einbezogen wissen wollte; dem Begründer und Leiter des Heimatschutz-Theaters, das mit seinem Beispiel die Schweizer Volksbühne im Sinne der Geschmacksreinigung und Vertiefung segensreich beeinflußt; und nicht zuletzt dem Dichter Otto von Greyerz, dessen „Neapolitaner", „Chlupf" und „Schmockerlisi" Tausenden schon frohe und genußreiche Stunden bereitet haben und noch bereiten werden.

Ein interessantes Stück Zeitgeschichte liegt in Otto von Greyerz' Lebensbuche vor uns aufgeschlagen. Es war die Zeit der Schulreform, des Schutzkampfes für die angestammte Muttersprache und für die geistigen Güter der Heimat. Sie rief die aktiven und kämpferischen Naturen auf. Otto von Greyerz ließ sich aufrufen; er stand bald an der Spitze. Er focht mit Temperament; seine satirische Geißel traf oft hart, aber nie lieblos. Das ist das Packende und Fesselnde an dem Freundesbuch: es zeigt uns nicht nur den Mann der strengen Grundsätze, der Selbstbeherrschung und der Selbstbehauptung, sondern auch den Menschen mit dem warmen, für alles Schöne und Edle schlagenden Herzen; nicht nur den Förderer des Wahren, Gesunden und Tüchtigen, sondern auch den gütigen und nachsichtigen Freund und Helfer aller Schwachen, die der Hülfe bedürfen und guten Willens sind.

So stand schon vor zehn Jahren sein Bild vor uns. Ein Vorbild, für eine ganze Generation von Jungen. Otto von Greyerz ist auch als Siebzigjähriger noch eine Erscheinung von programmatischer Kraft. Zwar hat er seinen Lehrstuhl, einem sonst förderlichen, in seinem Falle unnötig strengen Dekret zufolge, einem Jüngern abtreten müssen. Aber er denkt kaum daran, das amtlich zugebilligte Otium cum dignitate zu praktizieren. So wie wir ihn kennen, wird er weiter forschen und sammeln und betreuen und wachen. Wird er der getreue Eckhart seiner geliebten Heimat bleiben.

Und wir haben ihn nötig mehr als je. Bedroht ist das geistige Schweizertum durch die Ideenstürme, die draußen an den Grundpfeilern unseres Staatsgebäudes rütteln. Für viele Kleinmütigen und Naive sind es Sirenengesänge, denen sie die Fenster öffnen möchten. Hier tut uns not die Besinnung auf die Kräfte, die unsere Heimat zum schönsten und freisten Wohnraum der Welt gemacht haben.

Noch ist dieser Wohnraum nicht gereinigt von Unwahrheit und Kitsch aller Art. Noch schädigen skrupellose Geldverdiener durch Hotelkasten, Steinbrüche, brutale Leitungsmaste das Landschafts- und Dorfbild. Noch hindert das Vereins- und Festsingen die Volksseele, ihr Lied, das aus dem Herzen gesungene, wiederzufinden. Mit dem auf der Bühne vor „Zuschauern" gesungenen Röseligartenlied ist es nicht getan. Noch ist die Volksbühne mehr winterliches Propagandainstitut für Vereinskassen und Wirtsgeschäft und ist sich seiner erzieherischen Aufgabe zu wenig bewußt. Aber auch die Schule ist lange noch nicht die von der Schulreform vorgezeichnete Anstalt für Charakterbildung.

In diesem Sinne ist das Lebenswerk unseres verehrten Jubilars nicht schon Erfüllung, sondern bloß noch Programm und Ziel. Aber ist etwa das Ziel, das Pestalozzi der Erziehung gestellt hat, schon erreicht? Hat das Schweizervolk das Idealbild, das seine Dichterpädagogen Gotthelf und Keller ihm vorgezeichnet haben, schon wahr gemacht? Otto von Greyerz, auf der Schwelle stehend, von der aus man rückschauend das Erreichte prüft, mag aus dem Beispiel der großen Idealisten, die Stückwerk hinterließen, Trost und Genugtuung schöpfen. Ein Programm zu sein einem ganzen Volke, ein Sauerteig, der weiter wirkt in eine Zukunft hinein, in der man nicht mehr sein wird als ein Hauch

Otto von Greyerz in seinem Studierzimmer.

und ein Name, das ist ein wunderbares, erhabenes Ziel, ist ein Leben voll Arbeit und Mühe wert.

Verehrter Herr Professor, lieber Otto von Greyerz, ich kann Ihnen zu Ihrem Jubiläum nichts besseres wünschen als die Kraft und Gesundheit, weiterschaffen zu können an Ihrem Werk. Ein Weiterschaffen, wie Ihr Freund Simon Gfeller es so schön geschildert hat:

„In manches wirre Dorngestrüpp mußtest Du Deine Reuthacke schlagen, manchen Sumpf austrocknen. Wege mußten angelegt sein, Quellen gefaßt werden und scharfer Kampf geführt mit dem wuchernden Unkraut. Du ließest Dich die Anstrengung nicht verdrießen. Tief hast Du den Pflug gerichtet und nie die Furchen obenab gehackelt, mochte der Boden noch so zähe sein. Heimischer Erde hast Du Treue gehalten, und was Du ihr abgerungen, hat nicht nur Dich genährt und gestärkt, sondern Tausenden herrliche Erquickung geboten ..." H. B.

„Hochdeutsch". Von Otto von Greyerz.

Aus der Studie „Aus meiner Sprachgeschichte", abgedruckt in der „Festgabe" von 1923. (Verlag A. Francke A.-G. Bern.)

Der Verfasser schildert die sprachlichen Einflüsse, denen er und seine Geschwister als Berner Stadtkind ausgesetzt waren. Von der Mundart weg, vom Stadtbernisch und „Mattenenglisch" mit ihrer Ausdrucksfülle, kommt er auf das Hochdeutsch zu reden. Ueber die ersten tiefen Eindrücke aus dieser Sprache auf das Kind äußert er sich wie folgt:

„Mit dem Begriff der Vornehmheit des „Hochdeutsch" verbanden wir aber schon früh ein Gefühl von ihrer höheren Geistigkeit. Das mochte schon daher kommen, daß mein Vater, ein evangelischer Pfarrer an einer der Stadtkirchen,

Bauernhaus mit Strohdach in Hüttikon, Kt. Zürich. („Heimatschutz" 1930, Heft 4.)

die täglichen Hausandachten in schriftdeutscher Sprache hielt. Durch die Worte der Bibel und des Gebets prägte sich uns die fremde, nur halb verständliche Sprache als Ausdruck eines geheimnisvollen und ehrwürdigen Inhalts ein. Noch vertieft wurde dieser Eindruck durch die markigen alten Choräle und andere stimmungsvolle Lieder, die oft im Familienkreise gesungen wurden. Nicht nur die Weihnachtsfeier mit den herzbewegenden Klängen von „Stille Nacht, heilige Nacht", „O du fröhliche, o du selige", „Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all" und dem über alles schönen „Es ist ein Ros entsprungen" empfing durch solche Gesänge ihre eigentliche Weihe; auch andere gehaltvolle Augenblicke des Lebens, freudvolle und leidvolle, prägten sich uns durch die vom ganzen Familienkreis gesungenen Lieder ein, so daß noch jetzt gewisse Lieder, wie „Morgen muß ich fort von hier" — bei einem schmerzlichen Abschied — „Wenn mit grimm'gem Unverstand Wellen sich bewegen" — auf dem Brienzersee gesungen — „Schönster Herr Jesu" — beim Anblick eines wunderbaren Sternenhimmels — in der Erinnerung untrennbar verbunden sind mit klaren Lebens- und Naturbildern; keines vielleicht so sehr wie „Nun ruhen alle Wälder"! Ich sehe noch die große, halbrunde Bank am Waldrande, auf der wir eines Abends mit den Eltern alle saßen und mit freiem Blick über die sommerlich prangenden Aehrenfelder dem Untergang der Sonne und dem allmählichen Einnachten und Verstummen der Natur zuschauten. Das Gespräch war eingegangen, wir lauschten still und andächtig, als mein Vater endlich anhub:

Nun ruhen alle Wälder,
Vieh, Menschen, Städt' und Felder,
Es schläft die ganze Welt.

Ich könnte nicht sagen, was ich als kleiner Junge damals empfand; ich weiß nur jetzt, daß eine für mich unaussprechliche Naturempfindung sich in dem Liede auslöste und daß es einer der Augenblicke war, in denen mir die innerste Seele der deutschen Sprache als etwas Großes und Reines aufging. Ich war damals noch nicht zehn Jahre alt. Und doch dünkt mich, herzinniger habe ich die stille Macht der Poesie seither nicht erlebt. Das Kind braucht eben den Wortlaut eines Liedes durchaus nicht zu verstehen, um vom Sinn tief ergriffen zu werden. Gefühl ist alles.

Wenn wir sangen:

Gott laß euch selig schlafen,
Stell euch die güldnen Waffen
Ums Bett und seiner Engel Schar —

so lag das ergreifend Geheimnisvolle dort, wo wir nicht begriffen: in den güldnen Waffen, von Gott selber ums Bett gestellt. Was war das? Etwas, wie ein glitzernder Speerwald um unser Bettlein herum und dahinter, weiß und goldlockig, die Engel Gottes in lichten Scharen gereiht, ihre Gestalten traumhaft verschwimmend in himmlischer Ferne. „Gülden" waren ihre Waffen, nicht golden, wie unser Kirchengesangbuch jetzt prosaisch verbessert hat. Liegt in diesem „gülden" nicht ein Abglanz ehemaliger Verklärung? ein Schimmer heiligen Altertums? Und ist es so unglaublich, daß eine Kinderseele für solch feine Tonunterschiede noch Gehör hat?

Und wenn das alte Weihnachtslied anhob:

Es ist ein Ros entsprungen
Aus einer Wurzel zart,
Wie uns die Alten sungen
Von Jesse kam die Art —

so wußten wir zwar nicht, was dieses Jesse bedeuten sollte und was eigentlich mit der Wurzel gemeint war, aber es fiel uns auch nicht ein, danach zu fragen. Das waren nicht Dinge, die man wissen mußte. Der Zauber lag in dem Geheimnis einer verschleierten Vorstellung unaussprechlich

schöner Dinge. Selbst in der alten Form „sungen" lag er noch, wie er etwa in „Röslein rot" und „auf der Heiden" liegt.

Es gab jedoch auch ganz andere Anlässe, wo das Eigenartige der deutschen Sprache uns durch das Gefühl faßlich wurde, Tage des Jubels, sei's bei einem frohen Wiedersehen, einer Genesung oder sonst einem glücklichen Ereignis, wo mein Vater mit jugendlichem Schwung anstimmte:

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium,
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligtum.

Was ich mir unter dem Götterfunken dachte, weiß ich freilich auch nicht mehr, aber es klang wie aus einer höheren, golden strahlenden Welt; und das „feuertrunken" schien mir ganz besonders großartig und herrlich zu sein. Der erste Flügelschlag von Schillers majestätischem Genius rauschte durch unser pfarrerliches Heim und berührte die blöde Seele des Knaben. — Wie wurde mir erst, als ich — scheinbar viel zu früh für meine vierzehn oder fünfzehn Jahre — über Schillers „Fiesco" und „Kabale und Liebe" geriet und die genialisch zügellose, aber hinreißende Sprache dieses Edlen verschlang! — Mein Vater saß, mit Arbeit beschäftigt, neben mir am Familientische und sagte: „Bub, Bub, was liesest du da? Das verstehst du doch nicht." Er ließ mich aber gewähren. Hab Dank, du Guter!"

„Der Herr Profässer im Theaterläbe."

Emil Balmer erzählt in der „Festgabe" 1923 (Verlag A. Francke A.-G., Bern) in humorvoller Weise von der hingebungsvollen, verantwortungsbewußten Arbeit des Herrn Prof. von Greyerz als Leiter des Heimatschutztheaters, das anno 1914 auf seine Initiative hin gegründet wurde. Wie der mit unbestechlicher Gewissenhaftigkeit die Rollen verteilte, zumeist auch die Regie führte, gelegentlich auch den Souffleur machte und dabei auch über die wortgetreue Wiedergabe des Stückes wachte. Mit seiner und des Verlages Erlaubnis drucken wir eine Partie seiner Darstellung ab.

„We de es Stück afange guet geit un är nid meh ging bruucht Angscht z'ha, so hocket er öppe ufene Stuehl hinder der Bühni, het ds Täxtbüechli i der Hann u verfolget ds Spil vo syne Lüt. Aber, wi's de afaht läbe uf sym Gsicht! Wie-n-er de zsäges mit ne spilt, mit ne läbt un erläbt — wie d'Auge lüüchte, we öppis guet geit! Das mueß me gseh ha! — U wen er de em eint oder andere nachhär seit: „Es isch de rächt gsi", de weiß me de, är isch meh weder zfriede mit ihm u das Kumplimänt isch vo Härze cho un isch ufrichtig.

Aer sälber geit sech nid gärn ga zeige vor e Vorhang. — Wo ds „Schmockerlisi" syner Zyt im Triumphzug über „d'Brätter" isch u mer eis über ds ander Mal ging volli Hüser hei gha u alls nach em Autor brüelet het, da hei mer ne mängisch müesse ga sueche u vüreschryße. „Aba, es tuets jetz — was bruuchen i da vüre, das isch ja Komedi", seit er einisch, wo-n-er si es paar Mal nachenand het müesse ga zeige. „Ja, ja", sägen i, „allwäg isch es Komedi, warum schrybet-er settigi Komedine, nume vüre no einisch!"

Em liebschte hei mer ne by-n-is uf de Gaschtspilreise un uf den Usflüg. Da geit er so rächt us sech use, ma prichte u luschtig sy. U de chöi mer is de albe fei meine, daß mer zue-n-ihm dörfe ghöre! Ueberall wird er hööch verehret u gschetzt. Wen i dänke, wie-n-er z'Sakt Galle usse isch gfyret worde! Das sy doch schöni, fasch fyrlechi Tage gsi! Da isch de o uf üs alli e chlei vo sym Ruehm u sym Glanz abgfalle u zumene Lorbeerblettli vom große Chranz hets o für üs glängt. — U gsunge wird de da albe, daß es e Gattig het. We mer amene Ort es schöns alts Lied ghöre, so lehre mer's u singen ihms, wil mer wüsse, daß ne freut. — A' di schönschte Momänte uf üsne Gaschtspil — a dä Sunntigmorge uf der Hööchi vo Peter u Paul bi Malanser u Schüblig, oder a dä herrlech Früehligstag uf der Bielerinsel, oder a di Höcke im Bäre z'Twann oder i der Chrone z'Solothurn — a di schöne Stunde chan i nid zrugg dänke, ohni üse Profässer zmitts im Kreis inne z'gseh, wie-n-er strahlet u Freud het! — A settigne Tage ma-n-er de o am meischte Gspaß verlyde. Da wird er de nid taub, we men ihm scho am Abe d'Schueh verwächslet vor der Tür un ihm es Schlüüfbett macht, daß er en Ewigkeit mueß nuusche, bis er undere cha! — Uese Traum wär ja richtig ging no, einisch eso ne Chehr lang mit emene große deckte Wage im Lann ume chönne z'gutschiere un am Abe uf de Dorfplätz chönne z'spile — grad so, wi syner Zyt der Molière mit syr Schmieri i der Wält ume gfotzlet isch! Aber göbs öppis drus git, weiß i ömel nid!

Mi laht üs Spiler jetz afange eleini uf Gaschtspil gah, un es geit vüra ganz guet — aber so ganz rüehig u wohl ischs eim doch nume, wen „är" u der Herr Münger by-n-is sy. U mängs böses u spitzes Wort, mängi dummi Chäärerei under de Spiler blybt de underwäge, äbe wil „är", oder wil „si beid" da sy!

Nie hei mer is eso am Schärme un a der Hilbi gfüehlt, wi ufere Aemmitalfahrt, wo z'Lützelflüh z'obersch am Tisch der Herr Profässer u rächts u linggs von ihm der Herr Münger u der Simeli vo der Egg sy ghocket. Dert under där dreifache väterleche Huet, bi däne dreine Manne, wo-n-es guets Stück Bärnervolch u Bärnerlann u Bärnergeischt verkörpere, dert sy mer so rächt deheime gsi.

Einisch hei mir Spiler o-n-es Fahri agreiset u sy amene Samschtig namittag i ds Gantrischlann ufe. U da isch „är" o mit cho. Es het gwüß scho gschüttet un isch alls grau gsi, wo mer abgfahre sy un es isch guet gsi, han i bi üsem Hof-Costümier vorhär no sibe Mühlebärghimmle greicht. Mir sy du froh gsi über se u di Prozässion under däne blaue, rote u ghüslete Riese-Wätterparisööl ds Guggisbärg uf, isch zunere luschtige Fuehr worde, wo mer sicher nie meh vergässe. — Aber ababrätschet het es, öppis grüseligs, un e Dräck isch gsi über di Wägen u Weiden y, öppis no vil Grüseligers! I der Bärghütte obe hei mer du es schöns warms Stubeli gmacht, hei-n-is tröchnet u gsunge u dorfet. Der Profässer het is am Sunntig am Morge öppis Schöns vorgläse. Aber vo de Bärge hei mer z'säges nüt gseh; bständig sy di graue Vorhäng zoge gsi u gwässeret hei si im Jerichopintli, mi hätt chönne meine, si hätti d'Stämple vo allne Zübere u Brunnetrög zsäme uszoge! — U was seit der Profässer am Abe im Schwarzeburgerzügli? „Ah, das isch jetz wider einisch e Glanztag gsi, wi-n-i scho lang kene meh ha gha u wie-n-i no mänge möcht verläbe!" — — —

Von Girgenti (Akragas) nach Syrakus.

Ausschnitt aus einer Reiseerinnerung von A. K., Bern.

(Schluss.)

Tyche und Epipolä.

Nordwärts der von uns besichtigten Bauwerke des alten Syrakus liegt auf der von der Straße nach Catania durchschnittenen, öden Hochfläche das einst volksreiche Tyche, so benannt nach dem Tempel der Glücksgöttin, dem Tycheion. Nördlich stieß dieses Viertel beim Hafen Trogilos ans Meer, westlich gegen das feste Epipolä, „die Höhe ob der Stadt". Auf dem Boden des ehemaligen Tycha, das nach Cicero ein Gymnasium und viele Tempel enthielt, sind heutzutage nichts mehr als Gräber wahrzunehmen. Wie ganz anders zur Zeit, da sich der römische Feldherr Mar-